

Söll das Fridesy?

Autor(en): **Müller, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 51

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

d' Stägen ab. O, wi het es gschlotteret, wi het es
 jech gefürchtet! Es schneit. Dert bi Großmuettis
 Nachbarshuus hei sie e Hund — y — wen er nume
 nid brüelet, wen er mer nume nüt macht! Jech
 chunnt e Ma mit eme Cannebaumeli under em
 Arm — wott er ächt hei — ga Wiehnachte mache?
 Gottlob, er gseht ihns nid. U hurti nimmt's ds
 Bodetechele wäg, zieht's dür e Schne u leit's
 wider daheime vor d' Hustür! — Gottlob — jech
 isch wider alls guet! Jech gseht doch de ds Muetti,
 daß ds Großmuetti wott Fridte mache! — Guets
 Chind — es het no nid gwüßt, daß es de no meh
 mit däm Dechele hin u här u eß wandere.

Ds mornderisch am Morge het ds Großmuetti
 sjs Muul verrisse: „Ene jech, Vatter — jech isch
 sie's gwüß wider cho näh! I hätt allwäg scho übere
 fölle ga danke! Mei, merci! Das hingaage cho me
 nid vo mer verlange! — Mira! So het sie d' Wieh-
 nachte gseh!“ U no am gliche Tag isch d' Brude
 wider uf em Eschterig gsi. — U dekeine? Dert
 isch's o aspässig use cho. Scho am Mittag het jech
 das mal d' Muetter ergelsheteret: „Jech isch dä
 Morge gwüß das donners Bodetechele wider da
 gsi. Eue — Vatter — ds Schwisse het se doch plaaget!
 Aber, i wott's nid, das Bodetechele. Nie und nim-
 mer. Wen i mit em Fueß druuf trappe, so macht's
 mer übel!“ — Ja also — was het ds Selineli welle,
 als halt das arme Bodetechele am Abe wider ga
 däre tue, vor Großmuettis Huus. — Ach, u
 wo's du daheime wieder e Polterete het ggä, daß
 jech die Alti das Dechele wider syg cho reiche, isch
 em Selineli fasch ds Härzli broche. Es het je länger
 je weniger öppis dörfe säge. . . Wär föll no öppis
 vo de große Lütte verstah? Wo geschter het ja ds
 Muetti poleetet, es standi nümm uf das Dechele
 — u hütt — wo du doch das Dechele wär wäg
 grumit gsi, het's du wider gheise, das syg sjs
 Dechele, un es stand uf feis anders. He nu, het
 ds Selineli dänkt — äs syg ja a allem d' schuld.
 Hinecht gang 's es jech wider ga reiche — aber de
 syg's de gnue — de blyb de das Dechele, wo-n-es
 syg. Chöm's de a der Wiehnachten use, wi-n-es
 well! — Aber ds Härzli het ihm meh ta. — U de
 der Heiland i sym schöne Wiegeli? — O, wi gärn
 tät ihm ds Selineli die ganzi Gsicht erzelle wäge
 däm dumme Bodetechele! Miedch er ächt nid es
 truuriag Gsicht u täti säge, das sygi halt lei rächte
 Fridte?

Aber die Bodetechele-Gsicht het o i andere
 Härze gwiehlet. „Du, Emma, es chunnt mer doch
 merkwürdig vor, die Sach mit däm Bodetechele“,
 seit der Vatti a däm Abe — „entweder isch my
 Muetter nümm ganz bi Trostch — oder es handelt
 jech um ne Nachtbuebestreich. Wei mer nid einisch
 ga aspasse?“ — „Dumms Züüg, Nachtbuebe!“
 belferet ds Emma, „du kennsch d' Muetter nid, du
 kennsch se nid! Aber mynetwäge — i chume scho.
 Dänf, die Schand, we mer se begänte — mit em
 Bodetechele under em Arm! Aber gäll, das mal
 feisch ere de alli“ . . . — „So chum du jech!“

Im Dörfli isch es still — gar merkwürdig fyrlech.
 Wiehnachtswuche! Hie und da brönn in ere
 Stube schon es fröhzytigs Cannebaumli. Im Ver-
 einsaal ghört men es Chörli singe, sie liebe Wieh-
 nachtslieder. . . „Friede auf Erden!“ I der Chilche
 spilt öpper Orgele. Eigeltech gar nid e Stimmig,
 fir so ne Bodetechele-Roman ufz'kläre.

Aber beidi, Elteren u Großeltere, hei der Sach
 müesse uf d' Spur cho u hei, ohni vonenand
 z'wüsse, a de verschidene Wänd vom gliche Huus
 ihre Beobachtigspöchte bezoge.

„Chum“, huuchet e zitterig Stimm, „mir drüf-
 fen is da a die Huswand, 's isch ungsäher i der
 Mütti — mer gseh grad no zu üßer Hustür. . . Kos,
 los — d' Orgele! Schön. . . schön. . . ‚Heil'ge
 Nacht, o gieße du' . . . Wi heißt's nöie, Muetter?“
 — „Himmelsfrieden in dies Härz“ . . . Aber lueg
 jech da! Uf der andere Syte vom Wäg, häll er-
 lüchlet vo der Strafelampe, louft uf iysje Solen
 es Möntschchind. Ds Nachthemmli luegt ihm
 unde zum Mänteli us, die offene Haar fallen
 ihm über die schmalen Achsle; es Alengeli, chönn
 me meine. Aber nei — schleipf's nid es Bode-



Wenn die Kerzen brennen (Photo O. Furter)

techele hinde nache? Jech blybt es stah. Es het
 ds Chöppli uf — lost, lost. O, die schöni, prächtegi
 Musig! Jech ächt scho Wiehnachte? Es änderet sy
 Richtig, verschwindet i mene schmale Gähli, louft
 ds Stüchli uf, straks der Chidle zue.

D' Tür isch hschlosse. Aber lue, strömt nid e breite
 Eiechtshimmer zum Oberkecht us? Chönn nid
 doch am Abend e Wiehnachtsbaum i der Chilchen
 inne stah? Zu der schöne, schöne Musig? — Wi
 gäbig, daß men es Bodetechele by jech het! Es
 leit's a Bode, chnöilet druuf u luegt andächtig
 zum Schlüsselloch y. Was doch so nes Chind alls
 cha! Der schönst Wiehnachtsbaum wird ihm vor-
 zouberet. Sogar ds Himmelbett mit em Jesus-
 Chindli hanget dran u schwäbt lysli hin u här,
 bim Klang vo de Orgelton. — O Wiehnachte,
 Wiehnachte! Wi chafsch du ds Härz vo so nene
 Chindli mit Wunder fülle, daß in ihm es Eiecht
 ufgeit und es gpürt: Da, da bin i daheim!

„Selineli, was machsch du da?“ Öpper fahrt
 ihm säuferli über ds Chöppli, zieht ihns hindere —
 u da lig's i den Arme vo sym Vatti. Eue, ds
 Muetti isch o da. Es het d' hand uf ds Härz preßt
 — isch ganz bleich. — „Selineli — was machsch du
 da?“ E z'tunsi, was isch de o los?“ Stöh nid dert
 hinde, halb i der Eschteri, der Großvatti u ds
 Großmuetti? Was wei o alli die Lüt?

„Vatti, gäll, Wiehnachte, Wiehnachte! O!
 ghörstch da inne?“ — „Ja, Selineli! Aber — was
 heisch da welle — warum bistch nid im Bettli?“ —

U da bsinnt jech das guete Chind. Es chunnt
 der herleche, erhabene Wiehnachts-Wält. U
 zrüga i die armsellig Bodetechele. U
 chöme Träne! „Ach, Vatti, ds Bodetechele!
 ha! O, Vatti, Vatti, Was föll i? Jech ds
 doch d' schuld, daß mer nid z'fäme abi Wiehnachte
 techele bim Muetti, so isch ds Großmuetti
 zride, u han i's de zum Großmuetti
 gschleipft, so isch de widerume ds Muetti
 dänfch — 's isch dys — 's isch dys“ . . .
 Was föll i o, was föll i? — Fridte muer
 die ganzi Wält der Alte ahätt und uf öppis
 warteti. Der Eiechtshimmer us der Chilche
 uf bleich Gsichter, uf nassi Ouge, uf zitterregi
 — Aber — es sött doch da öppis gah!

Uf ds ma blybt d' Orgele still. — „Sä, Großmuetti
 Muetti git jech e Rud. Es nimmt d' Orgele
 u het's em Großmuetti häre. „Sä, Großmuetti
 sä“ — u ds Großmuetti wehrt ab: „E, o, o,
 dänfch — 's isch dys — 's isch dys“ . . .
 föll's jech näh? Still ergriff's der Großmuetti
 leit's sorgfältig vor d' Chidletür: „Da isch's
 föll's blybe! Es isch is den e Mahntig, es
 öppe da us un y trappe.“

Kei Mönfch het je verno, wi das Bodetechele
 vor die Chidletür isch cho. U der Wiehnachte
 Morge hei hundet un aberhundert Lüt die
 Schueh dian abpuht. U kei Mönfch het
 daß denn a däm Aben es paar Lütli het
 — jech, Selineli, cha me de Wiehnachte

ZWEI HÄUSER

zwei Welten

das Surren einer andern Säge, die kreischend einem Baum ins Mark fährt. —

Hm! Sollte der Nachbar auch gerade hier sein? Sie hatten nicht nur Häuser und Felder, sondern auch zwei Waldgrundstücke nebeneinander. Er lehnt seine Säge an den Stamm des Tännleins und schreitet hinüber. Richtig! Nicht weit von ihm, in der kleinen Lichtung kniet Werren am Boden, und schlägt einem kleinen Bäumlein die Axt ins Mark.

Werren bemerkt ihn nicht, und Althaus hat Zeit, den Nachbar zu betrachten: Seine gedrungene Gestalt, breit, gross, sein spärlich falbes Haar, glatt aus der Stirne gekämmt, sein seltsam unbewegtes Gesicht, von einer besonders Schwere überschattet. Althaus grüsst hinüber und ruft:

«Was? Du bist auch da? Suchst auch nach einem Lichterbaum? Diesmal hat das Wort Gültigkeit: zwei Herzen und ein Gedanke...»

Werren hält inne und schaut auf, aus seinem vergrübelten Sinnen.

«Grüss Gott», sagt der andere kurz, «nein; wegen dem Christbaum allein bin ich nicht in den Wald gegangen. Unser-einer hat anderes zu sorgen und zu denken. Das Bäumlein sah ich zufällig... Ich zeichne Holz an für den Schlag, wenn man so viel abgeben muss. Mir zieht es zwölf Klafter...»

«Verrückt, solche Bestimmungen...»

«Ja, aber wenn vorläufig noch wenig Kohle ins Land kommt? Mit was sollen sie in den Städten heizen und mit was die Motore treiben?», wagt Althaus fast schüchtern einzuwenden.

Werren, oft voll Verachtung für alles, was die Meinung der andern bedeutet, tut mit der Hand einen sausen Hieb durch die Luft:

«Aph! Immer nur der Bauer soll daran glauben, wer sonst?»

Werren ist ein Mann der Tat, der ganz im Leben steht, ein Bauer, der rechnet, und jeden Vorteil im Gewerbe zu wahren versteht. Aber das Rechnen hat ihn reich gemacht. Oft scheint es, als arbeite er einen Groll in den Boden hinein... Er ist ein schweigsamer Mann und wird immer schweigsamer.

Eine Stille tritt ein. Werren hantiert an dem Baum, schneidet ihm die untersten Aeste weg und beseht ihn ringsum. Auf einmal wendet er sich jäh herum:

«Zahlst du das Wehropfer gleich ganz ein?»

«Ich denke: ja! Und leise, wie verschämt, fügt Althaus hinzu: «Wir können es ja, Werren...»

«Und die übrigen Steuern, die damit auch noch gerade zusammenfallen?»

«Du hast recht? Es gibt gerade ein Loch in den Geldsäckel, aber vergiss nicht, wir haben noch ein Dach über dem Kopf und Felder ums Haus, und Hände, die zugreifen können. Wir sind noch jung, Werren! Und du hast daheim auch eine liebe Frau, die hilft dir das Leben tragen...»

Darauf sagt Hans Werren nichts. Er staunt vor sich hin. Althaus streckt seinem Nachbar die Hand hin. Werren ergreift sie verwundert...

Es ist so still im Winterwald. Die Welt liegt verstummt unter dem Wolkenhimmel. Schon beginnt es zu dunkein. Ein kalter Dampf steigt aus den Wäldern.

Hans Werren sagt nichts, tut nichts, er sieht seinen Nachbar nur an. Und dieser schaut ihm mit seinen ruhigen Augen tief und stark ins Gesicht: «Wir können nichts mit uns nehmen, Werren. Alles hat seine Zeit!»

Raum, Grösse und stille Einsamkeit umweben die beiden.

«Komm», sagt Althaus auf einmal munter, «wir wollen heimgehen, dort warten Haus und Herd auf uns...»

Er eilt hinüber, um seinen Baum zu holen. Zusammen treten sie den Heimweg an. Frieda Schmid-Marti

...ure, an diesem vorweihnachtlichen
Dezernachmittag haben der Althaus
Werner und der Werren Hans im Schwengli
merkwürdigerweise den gleichen Ent-
schluss gefasst, den: einen Weihnachts-
baum zu schneiden. Keiner wusste vom
Vorhaben des andern.

Die Häuser der Bauern liegen nur durch
die Strasse voneinander getrennt. Man
sieht sich in die Fenster, man lebt so nahe
zusammen — schlecht und recht lebt man
zusammen — tut sich nichts zu Leide,
aber auch wenig zur Freude. Man weiss
alles voneinander, und im Grunde nichts.
— Man treibt das gleiche Handwerk, einer
ahnt die Sorgen und Nöte des andern,
seine Hindernisse und Möglichkeiten, Er-
folge und Misserfolge, Hoffnungen und
Pläne.

Aber man geht sparsam um mit Worten,
das Gefühl wird tief innen verhalten.
Abgeschlossen vollzieht sich für jeden
Einzelnen das Dasein, einsam lebt jeder
sein Leben in sich hinein.

Werner Althaus geht nach dem Mittag-
essen ein wenig vors Haus und staunt in
den grauverhangenen Himmel.

Endlich hat die Fron draussen nachge-
lassen. Endlich! Alles ist unter Dach, der
letzte Mist gezettet, die letzte Grube ge-
weinig verschnaufen, ein bisschen «döseln»,
ohne darob zu erschrecken, dass man jetzt
Hies und das versäumt habe...

Herrgott! Diese Baurerei in den letzten
Jahren! Diese Anstrengungen, Höchster-
eigen herauszuwirtschaften. Wie hatte man
sch bis zum äussersten anstrengen müs-
sen, um den Forderungen zu genügen,
Frau, Kinder, Dienstboten mussten das
letzte hergeben an Kraft, Ausdauer, Mut
und Willensstärke. Was gab es sonst noch
alles? Militärdienst, Fürsorgebeamtungen,
die Misserfolge, Krankheit und Dienstbo-
rennöte.

Jetzt lag das alles zurück wie ein böser
Traum.

Jetzt war das Friedensjahr angebrochen.
Althaus schnuppert ein wenig in der
Luft. Ah! Es weihnachtete! Sein Herz
war froh. Es war noch so ganz, ganz
anders, als man Kind war... So vieles
geliebt worden. Das hier war ge-
weihnachtet: Jedes Gräslein trug eine Schärpe,
weihnachtlich spannte matte Perlenketten in die
Lüften. Der Hochwald glich einem gewal-
tigen Festsaal.

An diesem Mittag hat sich der Himmel
ein wenig gelichtet. Ein handgrosses,
weisses Loch lässt die blasse, kühle Sonne
hinein.

Althaus sieht in diesem Winter den
über der Landschaft Zauber zum ersten Mal
anspinnen von Erinnerungen... Er lässt sich
er ist vergessen. —

Er ist nicht von der gleichen Art wie
sinegleichen, aber er hütet sich streng,
das merken zu lassen. Stets hatte er sein
weihnachten auf sich genommen, mochte es sein,
weihnachten es musste. Aber ein Hintertürlein
durch die er in das andere Reich spähen
konnte, dorthin, wo Ruhe und Frieden
waren, wo der Geist Kräfte sammelt

An diesem Nachmittag gedenkt Althaus
sich zu brechen, in das Reich seiner Träume.
Er ruft in den Hausgang:

«Pauline, ich gehe in das Rumiswäldli,
den Weihnachtsbaum holen. Soll's ein
grosser oder ein kleiner sein?»

«Schritte werden laut im Hausgang. Pau-
line steht unter der Türe. Mit heiterem
Lächeln sieht sie zu ihrem Mann hinüber:
«Ummitze sagt sie:

«Nimmte Frage, du nimmst doch gerade
den Baum, der dir am vollkommensten
erschmeint, ob etwas grösser oder kleiner...»
Er wendet ihr das Gesicht zu. Wusste
Pauline, dass er ausreissen wollte? Ja, sie
musste es! Sie sagt es ihm auch:

«Gelt, das ist dir ein lieber Gang...
Weder Krieg, noch schwere Zeit haben
dich geändert, Werner, gottlob nicht!» Sie
ist zu ihm getreten.

Er schaut über ihre Gestalt, über ihr
Haar hinweg, in die rauhreifumspinnenen
Wiesen. Die Birke am Brunnen steht wie
eine weisse Braut.

«Schön, sagt er, aber jetzt bhüet Gott,
Pauline.»

Er schultert die Säge und geht. Da fällt
ihm noch etwas ein:

«Weisst du, wo ich vor einem Jahr um
diese Zeit war?»

«Im Jura, auf Grenzwacht...»

«Also, jetzt gibt es nicht mehr Grenz-
wacht. Dafür soll ein grosser Baum im
Hause brennen. Ein Friedensweihnachts-
baum...! Vielleicht muss ich lange
suchen...»

«Komm nicht zu spät heim, sonst fin-
dest du den Weg nicht mehr nach
Hause...» neckt sie fröhlich.

*

In den Rumiswald führen zwei Wege.
Der eine geht über den Rumishubel, direkt
in den Wald, der andere ist ein Feldweg,
läuft durch ein Erlengebüsch, folgt dem
Lauf eines Bächleins, geht über einen
Steg, einem Bord entlang und verliert sich
im Hochwald. Darüber hinaus sieht man
die Berge. Es ist ein stiller, verträumter
Weg...

Für Werner Althaus liegen ungezählte
Erinnerungen daran: seine Kinder- und
Jugendzeit, wie er ihn mit dem Vater
gegangen, sommerlang zur Feldarbeit,
winterlang zum Holzfällen. Werktags war
es der Arbeitsweg, sonntags ein Weg
stillen Beglückung, ein Freudenweg zu
blühenden Kirschbäumen am Bord, zu
fruchtbeladenen Apfelbäumen im AuGrund,
zu ährenschnellen Feldern in der Zelt. —
Er ging den Weg mit der jungen Braut,
in erster, verschwiegener Liebe, mit seinem
ersten Büblein, das neben ihm trippelte:
«Vati, wei mir go Chirseli suche?»

Heute geht er ihn, um für seine Familie,
zu der er endgültig heimkehren durfte, das
Sinnbild der Gnade, des Lichtes, der
Freude zu suchen.

Friede auf Erden! Wie gedankenlos
hatte man das Wort oft ausgesagt. Welch
tiefe Bedeutung gewann es in der Gegen-
wart. Würde es Friede geben in der
armen, zerrissenen Welt? Der letzte Hei-
matlose ein Dach und Brot haben? —

Tief in Gedanken geht Althaus. Da ist er
schon im AuGrund. Wie schön die junge
Saat steht! Die neubestellten Felder sind
ein neues Versprechen. Auf den Sturz-
äckern liegen die Schollen feucht, dunkel,
fruchtbar. Herrgott! Brot — Friede — Hei-
mat, eine gute Lebensgefährtin, zwei liebe
Kinder! Er ist ein König! Hat er das alles
verdient? — Seine Brust dehnt sich, er tut
einen tiefen, zitternden Seufzer.

*

Sorgfältig prüfend schreitet Althaus den
jungen Aufwachs seines Grundstückes ab.
Immer wieder glaubt er ein Tännlein ge-
funden zu haben, und entdeckt daran im
gleichen Augenblick eine Unvollkommen-
heit. Er sucht und sucht und erkürt eine
schöne, gleichmässige Weisstanne. Sie soll
es wert sein, den Lichterglanz zur Fried-
ensweihnacht zu tragen...

Er setzt die Säge an — und vernimmt
ganz nahe, im nachbarlichen Grundstück,